SAMUEL FINZI

ullstein

SAMUELS BUCH

EIN AUTOBIOGRAFISCHER ROMAN

Samuel Finzi Samuels Buch

Samuel Finzi SAMUELS BUCH

Ein autobiografischer Roman

Mitarbeit Geoffrey Layton

ULLSTEIN

»It is a tale told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing.«

WILLIAM SHAKESPEARE

BERLIN - PLOVDIV

Ich sitze in meiner Berliner Küche und betrachte den Boden. Es ist ein Boden aus Terrazzo. Das tue ich oft und mit Nachdruck. Die bunten Zementsteinchen beginnen sich zu drehen, ein Wirbel saugt mich ein, und ich lande auf der Terrasse des Hauses meiner Großeltern in Plovdiv, auf dem südlichen Balkan.

Es ist der gleiche Terrazzoboden.

Ich bin gerade aufgewacht, geweckt vom Balztanz der Tauben, ihrem Gurren und dem ungeduldigen Kratzen ihrer Füßchen auf dem Fensterblech. Ich bleibe noch eine Weile liegen, ich mag diese Geräusche, die mir sagen, dass Sommer ist und ich bei meinen Großeltern bin. Ich springe aus dem Bett und laufe hinaus auf die Terrasse. Sie ist groß und in ihrer ganzen Länge und Breite überdacht von einer Schatten spendenden Weinlaube. Meine Füße mögen die Berührung mit dem Boden, der so früh am Morgen schon warm ist.

Meine Großmutter steht in der Küche und trifft Vorbe-

reitungen für das Mittagessen, bevor sie zur Arbeit geht. Dann holt sie den Gartenschlauch, der am Ausguss angeschlossen wird, und ich darf die Terrasse mit kaltem Wasser abspritzen. Ich presse das Schlauchende zusammen, um den Druck des Strahls zu erhöhen und so weit wie möglich zu spritzen. Es macht Spaß, die Sache im Griff zu haben. Es ist natürlich nicht nur der Boden, der nass wird, sondern auch der Esstisch samt Tischdecke, die Klappstühle mit ihren Kissen, die Weinlaube mit den schweren Trauben und Großmutter, die sich kreischend in die Küche flüchtet. Sie wird sich sowieso gleich umziehen, ihre Perücke aufsetzen und in der Anwaltskanzlei verschwinden, wo sie ein Büro mit zwei anderen perücketragenden Damen teilt.

Ich gehe zu Großvater ins Schlafzimmer. Dort ist es hell. Es riecht nach Lindenblüten und Seife. Der Lindenblütenduft kommt von draußen durch die geöffneten Fenster und der Seifenduft aus der kleinen Bakelitschüssel, in die mein Großvater seinen Rasierpinsel tunkt. Er sitzt an dem schweren Tisch aus Nussbaumholz. Vor ihm steht aufgeklappt die alte Pralinenkiste aus der Zarenzeit, in der er sein Rasierzeug aufbewahrt. Der kleine runde Spiegel lehnt schon am Deckel. Großvater schleift sein Rasiermesser am Lederriemen. Ich darf mit dem Pinsel den Schaum auf seinen Wangen verteilen, ganz vorsichtig – ohne seinen eleganten Schnurrbart zu berühren. Dann trete ich einen Schritt zurück, und Großvater setzt das Rasiermesser an. Ich bin fasziniert von den Bahnen, die das Messer im Schaum hinterlässt. Er führt das Rasiermesser mit derselben geschmeidigen Sicherheit, wie er

den Bogen über die Saiten seiner Geige streicht. Auf der Kommode hinter ihm steht das große Telefunken-Radio mit den vielen Knöpfen. Ich kenne den richtigen – es ist der dritte von links, voreingestellt auf Radio Hristo Botev, klassische Musik. »Und was ist das, Opa?« – »Beethoven, die Siebte, zweiter Satz, Überleitung zum zweiten Thema«, murmelt er, während er mit der einen Hand die Haut an seinem Hals nach unten zieht und mit der anderen das Rasiermesser in die entgegengesetzte Richtung gleiten lässt. Großvater weiß immer, was gespielt wird, und zwar ganz genau. Selbst nachmittags, wenn er im Sessel neben dem laufenden Radio eingedöst ist. Er schrickt auf und antwortet wie aus der Pistole geschossen. Dann schläft er wieder ein.

Nachher werden wir, mit Scheren und Körben ausgerüstet, zusammen auf die Terrasse gehen. Viele Weintrauben sind schon reif, also werden wir sie abschneiden. Mit einem Stück weißem Schafskäse und Brot isst Großvater sie am liebsten. Jetzt klemmt er seinen Geigenkasten unter den Arm und macht sich auf den Weg zur Orchesterprobe. Heute nimmt er mich mit. Ich sitze im dunklen Zuschauerraum und bin genervt von den Unterbrechungen des Dirigenten. Warum lässt er die Musiker nicht einfach in Ruhe, es klingt doch schön, wenn alle zusammenspielen: die Streicher, die Bläser, das Schlagwerk. Mal leise, mal laut, schnell, dann wieder langsam ...

Der Dirigent ist ein großer Mann, er dirigiert mit großen Gesten, großer Hingabe und großen Füßen – Schuhgröße 48. Um die Musiker in seinem Furor mitzureißen, stampft er so heftig auf, dass sich der aufwirbelnde Staub auf die Instrumente legt. Großvater erzählt mir, er und seine Kollegen würden vor jeder Probe das Dirigentenpult mit Wasser bespritzen, aus Sorge um ihre Instrumente; doch nicht mal eine Stunde später staubt es wieder wie zuvor. Als die Musik laut und schnell wird, stürzt sich der Dirigent direkt vom Pult unter die Streicher und brüllt: »Faschisten, Mörder! Mein Gott, habt ihr noch nie Menschen getötet!«

Auf dem Weg nach Hause durchqueren Großvater und ich den Stadtgarten, in seiner Linken die Geige, in der Rechten meine Hand. »Keine Sorge, Sami, das ist nur seine Art, uns anzustacheln. Diese Musik erzählt den Krieg. Sie heißt *Leningrader Symphonie*, und ihr Komponist heißt Dmitri Schostakowitsch. Die Russen waren in Leningrad von den Deutschen eingekesselt. Und viele, viele Leute sind damals verhungert.«

Es ist Nachmittag, und die Platanen stehen unbeweglich in der Hitze, ihr Schatten taugt nichts. Die Rettung ist unsere Bäckerei an der Ecke. Über dem Türrahmen hängt ein Vorhang aus dünnen Plastikstreifen. Ich reiße sie auseinander und stehe im Luftzug des Ventilators, der an der Decke hängt. Ich verlange fünf von meinen geliebten *Tulumbitschki* – fettige, siruptriefende Zigarren aus Waffelteig. Großvater ist kaum mit seinem Mokka fertig, da habe ich sie schon verschlungen und lecke mir gründlich die klebrigen Finger ab. Er setzt seinen Hut auf, und wir gehen.

Großvater mag seine Hüte. Er hat nur zwei – einen für den Sommer und einen für den Winter. Sie sind alt, sehen aber nicht so aus. Überhaupt legt er Wert auf sein Aussehen. Der perfekt gepflegte Schnurrbart verdeckt die Hasenscharte. Seine Garderobe fällt eher bescheiden aus; sie ist schon in die Jahre gekommen, was ihn aber nicht hindert, immer ordentlich und sogar elegant auszusehen. Das wird sich auch im Lauf der Zeit nicht ändern, selbst wenn seine Linke später statt der Geige einen Gehstock hält und seine Rechte anstelle meiner Hand nur noch seine alte Aktentasche. Die Aktentasche stammt aus der Zeit seines Jurastudiums. Damals bewahrte er die Gesetzbücher der konstitutionellen Monarchie Bulgariens darin auf. Er war Anwalt, bevor die Kommunisten an die Macht kamen und neue Gesetze schrieben. Ihm, dem Spross einer bürgerlichen Familie, Repräsentant des alten Regimes und Feind des Volkes, wurde Berufsverbot erteilt. Nach einer zweimonatigen Internierung im Arbeitslager - eine Erfahrung, über die er später nie gesprochen hat - musste er seine Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser halten. Meine Mutter erzählt, wie glücklich sie war, neben dem Vater auf dem Kutschbock zu sitzen. Auf der Ladefläche hinter ihnen: der stinkende Abfall des örtlichen Schlachthauses. Glück im Unglück – außer den Gesetzen versuchten die Kommunisten, auch die Kultur neu zu erschaffen, und so wurde das Philharmonische Orchester Plovdiv gegründet. Es herrschte Musikermangel, man verzieh ihm seine bürgerliche Herkunft und nahm ihn in das Orchester auf. Am Ende saß er sogar am Pult der zweiten Bratschen. Später als Rentner gründete er ein Festival für Kammermusik in der Stadt und wurde von allen liebevoll Cico Goscho (zu Deutsch »Onkel Schorsch«) genannt. Jetzt befanden sich in der alten ausgebeulten Ledertasche von Cico Goscho die Programmhefte seines Musikfestivals, sein Kamm und ein frisches Schnupftuch.

Als er starb, lebte ich bereits in Deutschland. Das Letzte, wonach er verlangte, war die Postkarte, die ich ihm aus Berlin geschickt hatte. Er las sie, legte sie sich auf die Brust und schlief für immer ein.

Plovdiv liegt in der Ebene von Thrakien, auf halbem Weg zwischen der Hauptstadt Sofia und dem Rhodopen-Gebirge. Seine Einwohner sind sehr stolz darauf, dass ihre Stadt von Philipp, dem Vater Alexanders des Großen, gegründet wurde. Sie behaupten, dass Plovdiv wie Rom auf sieben Hügeln erbaut wurde. Tatsache ist: Auf einem der Hügel befindet sich ein sehr gut erhaltenes römisches Amphitheater, auf einem anderen steht Aljoscha, die elf Meter hohe Statue eines eher unbekannten sowjetischen Soldaten. Auf dem dritten steht gar nichts, und die vier anderen liegen außerhalb der Stadt. Die Einwohner von Plovdiv fühlen sich verpflichtet, die Vorteile ihrer Provinz gegenüber denen der Hauptstadt immer wieder auf ihre Fahnen zu schreiben. Dabei ist ihre Stadt die zweitgrößte des Landes.

Für meine Kumpel in Plovdiv war ich ein *kopele*, ein Bastard, ein zugezogener Angeber aus der Hauptstadt. Bei meinen Freunden im Kiez in Sofia hingegen galt ich als ein *maina*, ein in Plovdiv geborener Provinzler. Man verlangte von mir, Farbe zu bekennen. Ich aber hatte keine Lust, mich zwischen *maina* oder *kopele* zu entscheiden. Sobald ich mich der einen Seite näherte, fing ich automatisch an, die Vorzüge

der anderen zu verteidigen – teils aus Trotz, teils aus dem Bedürfnis, mich zu unterscheiden. Mir gefiel die doppelte Stadtzugehörigkeit.

Meine Mutter stammte aus Ploydiy, studierte aber schon Klavier an der staatlichen Musikakademie in Sofia, als sie - eine besessene Theatergeherin - meinen Vater im dortigen Theater der Arbeiterfront auf der Bühne sah. Sein Spiel muss sie so sehr überzeugt haben, dass sie drei Monate später heirateten und ich bereits sechs Monate nach der Hochzeit auf die Welt kam. Später, in der Pubertät, entdeckte ich diese arithmetische Unstimmigkeit, als ich heimlich in den Familiendokumenten stöberte. Ich zerbrach mir den Kopf darüber. Als ich meinen Vater darauf ansprach, sagte er zu mir: »Schlomo bekam drei Monate nach seiner Hochzeit mit Sarah ein Kind. Das bereitete auch ihm Kopfzerbrechen. Also ging er zum Rabbi und fragte ihn, wie denn das möglich sei. Schlomo hatte gelernt, dass die Kinder erst neun Monate nach der Hochzeit zur Welt kommen. Nach kurzem Überlegen fragte der Rabbi:

- Wie lange bist du mit Sarah verheiratet, Schlomo?
- Drei Monate, Rabbi.
- Und wie lange ist Sarah mit dir verheiratet?
- Auch drei Monate.
- Und seit wann ist das Kind auf der Welt?
- Seit drei Monaten.
- Also, sagte der Rabbi zufrieden, drei mal drei ist neun.
 Da hast du es.«

Ich bin eher durch Zufall in Plovdiv geboren. Meine hochschwangere Mutter war dort zum Namenstag eines befreundeten Komponisten eingeladen. Bei der Feier musste sie viel lachen, das tat sie immer gerne und lauthals. Ob mich die Erschütterung ihres Zwerchfells daran erinnerte, dass es Zeit wurde, sich aus der Enge der Situation zu befreien? Jedenfalls war ich, Samuel, am 20. Januar 1966, um sechs Uhr zehn, viertausenddreihundert Gramm schwer, auf der Welt. Mein Vater, der am Abend zuvor in Sofia Vorstellung hatte, schickte ihr ein Telegramm, in dem er seine große Dankbarkeit über die Ankunft seines Sohnes und die Genugtuung zum Ausdruck brachte, dass meine Mutter alles so »akkurat« erledigt hatte. Er fügte hinzu, dass er nicht in der Lage sei, sich zu konzentrieren. Ein Text, über den meine Mutter noch heute die Achseln zuckt.

»Ich möchte dich daran erinnern«, sagte vor Kurzem mein Vater zu mir, »vielleicht habe ich es dir schon mal erzählt, es gab verschiedene Gründe, dich ›Samuel‹ zu nennen. Einer davon war: Falls in Bulgarien wieder antisemitische Zeiten anbrechen sollten, könntest du einfach deinen Namen von Samuel mit e in Samuil mit i umändern. Schließlich gab es einen bulgarischen Zaren Samuil, nicht wahr? Das i könnte dir in der Not helfen. Unter Umständen. Hofften wir ...«

Dieses i habe ich als Kind gehasst! In meinen Ohren klang es grob und sogar grausam. Zar Samuil war dafür bekannt, den Kampf gegen den byzantinischen Kaiser Basileios II., genannt *Bulgaroktónos* (Bulgarentöter), Anfang des elften Jahrhunderts verloren zu haben. Letzterer ließ es sich

nicht nehmen, allen fünfzehntausend bulgarischen Kriegern die Augen ausreißen zu lassen, wobei er die Großzügigkeit besaß, jeder Hundertschaft einen Einäugigen zu genehmigen, um die blinde Armee nach Hause zu führen. Beim Anblick der leeren Augenhöhlen seiner Soldaten brach Zar Samuil tot zusammen.

Hingegen Samuel mit e, die griechische Variante des hebräischen Schmuel, bedeutet in etwa: »Er hat deine Gebete gehört!« Das gefiel mir. Ob er sie aber auch erfüllt? Es gibt ein Foto aus meiner frühen Kindheit. Das Bild wurde aufgenommen von einem Fotografen, der seine Plattenkamera auf dem Trottoir in unserer Straße aufgestellt hatte. Wir sehen aus wie eine Flüchtlingsfamilie auf dem Weg ins Ungewisse. Der Vater im Hintergrund, davor die Mutter und ganz nah am Objektiv das Kind. Im überbelichteten kahlen Kopf des Kindes – zwei stechende Augen, streng und zugleich ironisch. »Wie Chruschtschow, der vor der UNO seinen Schuh auf den Tisch haut!«, sagte meine Großmutter. Die Augen der Eltern sind einfach müde.

2 ES LEBE DIE SOWJETISCH-BULGARISCHE FREUNDSCHAFT!

Der Sommer geht zu Ende. Es wird Zeit, dass meine Großmutter mich zu meinen Eltern nach Sofia bringt. Der französische Kindergarten hat wieder geöffnet. Die Zugreise dauert drei Stunden – eine halbe Ewigkeit. Ich fürchte mich vor der Langeweile, nur die Aussicht auf die obligatorische Knackwurst, die meine Großmutter mir unterwegs kaufen wird, hält mich bei Laune. Endlich hält der Zug an einem Bahnhof. An den Wänden hängen große Bilder von zwei alten Männern, die sich küssen. Darunter steht etwas geschrieben, in großen Lettern und mit Ausrufezeichen. Ich lese laut vor, das kann ich nämlich schon: »Es lebe die sowjetisch-bulgarische Freundschaft!«

Meine Großmutter wird unruhig. Sie schiebt schnell das Fenster des Zugabteils nach unten, und der Imbissverkäufer auf dem Bahnsteig schiebt uns seinen dampfenden Wagen entgegen. Ich klettere auf den Sitz und beuge mich hinaus, er reicht mir eine Scheibe Brot und die heiß begehrte Wurst in einer Plastiktüte verpackt herauf. Als der Zug den Bahnhof wieder verlässt und in die öde Landschaft eintaucht, ist die Wurst gegessen, und Langeweile macht sich breit ... Ah, wieder dieses Bild, diesmal mitten in einem Tomatenfeld: die beiden alten Männer, die sich küssen. »Diese beiden Männer haben sich aber sehr gern!«, höre ich mich sagen. Meine Großmutter räuspert sich. »Schiwkow und Breschnew!«, verkünde ich lauthals. »Und jetzt fliegen sie zusammen in den Himmel, fliegen dreimal wie Raketen um die Erde, und bevor sie landen, singen sie ein Lied über Schiwkow und Breschnew, die getanzt, sich umarmt und geküsst haben und wie Raketen um die Erde geflogen sind.«

Das alles singe und tanze ich vor, ich spiele mal den einen, mal den anderen, ich verteile imaginäre Küsse im ganzen Abteil. Am meisten gefällt es mir, das Geräusch der Raketen nachzuahmen. Ich presse meine Lippen zusammen, blase meine Backen auf und lasse einen schier endlosen Furz raus.

»Sancho, bitte, setz dich auf deinen Platz!«, versucht mich Großmutter sanft zu bremsen. Sancho ist seit jeher mein Spitzname. Den haben sich meine Eltern direkt nach meiner Geburt ausgedacht, er begleitet mich bis heute. Ich finde meine Darbietung unglaublich komisch und bin überzeugt, dass die Mitreisenden es genauso empfinden. Aber sie lachen nicht. Sie sehen angespannt aus. Am meisten meine Großmutter. »Sancho, bitte!« Unnötigerweise überprüft sie, ob die Perücke richtig sitzt, lächelt verlegen in die Runde und konzentriert sich dann auf die vorübergleitenden Tomatenfelder.

Es ist das Jahr 1971, und Todor Schiwkow steht schon seit fast zwanzig Jahren am Steuer unseres sozialistischen Vaterlandes. Er navigiert das Staatsschiff durch die Stürme der Weltgeschichte zum gelobten Land des Kommunismus. Der arme, aber stolze Bauernsohn, der gelernt hat, hinter dem Pflug zu gehen, den fruchtbaren Boden zu beackern, die goldene Saat zu säen, im Morgentau das frische grüne Gras zu mähen, im Herbst die wogenden Weizenfelder zu ernten, die prall gefüllten Euter der Kühe zu melken, die Schafe auf den lieblichen Hügeln unserer Heimat zu weiden, unter dem klaren blauen Himmel, der sich über unser blühendes Land und sein heroisches Volk spannt – dieser Bauernsohn ist also zum Seefahrer geworden, der mit sicherer Hand, warmem Herzen und kühlem Verstand das Schiff unseres ruhmreichen Landes auf Kurs in eine helle Zukunft lenkt. Der Berufswechsel ist ihm sicher nicht leichtgefallen. Aber nichts ist unmöglich für den wahren Kommunisten, der bereit ist, alles aufzugeben im Namen der Partei, des Vaterlandes und des Volkes.

In dem vollen Zugabteil herrscht mittlerweile beklommene Stille. Selbst wenn jemand über die Witze des kleinen Jungen lachen möchte, traut er sich nicht. Der Impuls ist vielleicht da, aber die Angst ist größer. Wer weiß, wer wem gegenübersitzt? Der nach Knoblauch riechende Mann, findet er das lustig oder eher nicht, fragt sich die schwitzende Frau mit dem Kopftuch vielleicht. Oder auch der Mann: Wird die Frau mit dem Kopftuch den Vorfall nicht gleich nach der Ankunft bei der dafür zuständigen Stelle melden? Gut, es ist ja nur ein Kind, aber wo hat es das aufgeschnappt, wen plap-

pert es nach? Sind es die Eltern, die ihm solchen Unfug beibringen – das ist doch konterrevolutionär! –, oder spielt der Kleine nur den Köder, jemand beißt an, lacht laut auf, und die Oma rennt nach der Ankunft gleich zur Behörde? Die Luft ist stickig von all den Fragen, der Zug jagt unbeirrt weiter.

Irgendwann ist die Reise vorbei und meine Großmutter völlig erledigt – nicht so sehr von der Fahrt als vielmehr von der Gefahr, in die ich sie gebracht habe. Sie greift nach meiner Hand, und wir verschwinden in der Menge der Ankommenden und Abreisenden.

3 PLATZ DER WIEDERGEBURT

Unser Haus in Sofia liegt sehr zentral an einer großen Kreuzung, dem Platz der Wiedergeburt. Die Straßenbahnen fahren in vier verschiedene Richtungen. Es ist auch für Erwachsene nicht einfach, mit dem lebhaften Verkehr zurechtzukommen. Busse und Autos hupen, Lastwagen poltern über das Kopfsteinpflaster, die Straßenbahnen quietschen, ihre Warnsignale klingen wie Hammerschläge auf dem Amboss, Funken sprühen zwischen den Oberleitungen und den Stromgabeln. Die rostigen Weichen blockieren häufig. Dann liegt der Verkehr lahm. Die Schaffnerin steigt aus, eine mächtige Eisenstange in der Hand, mit einem heftigen Ruck stellt sie die Weiche wieder richtig und klettert fluchend zurück ins Führerhaus. Ausgerechnet an dieser Kreuzung gibt es keine Ampel, also eilt häufig ein Volkspolizist herbei. Er versucht pfeifend und mit den Armen fuchtelnd, die Sturheit der Verkehrsteilnehmer zu mäßigen und den Verkehr wieder in Gang zu bringen.

Mein Vater bringt mir nicht nur bei, wie man bei Rot eine

Straße überquert. In dem Chaos auf dem Platz der Wiedergeburt lehrt er mich auch, keine Angst zu haben, wenn ich zwischen zwei Straßenbahnen gerate: »Da ist ein ganzer Meter Platz zwischen den zwei Gleisen! Du musst dich nur genau in die Mitte stellen, dann kann nichts passieren.« Das stimmt. Es kommt sogar vor, dass ich aus Lust an diesem Experiment zwischen den wild klingelnden Straßenbahnen stehen bleibe und sie an mir vorbeifahren lasse. Kein schönes Erlebnis für meine Mutter, die zufällig am Fenster steht und mit ansehen muss, wie sich mitten auf dem Platz zwei rote Riesenschlangen auf ihren kleinen Sohn stürzen, ihn verschlingen und anschließend wieder ausscheiden – unversehrt.

Auf der Schwelle unseres Hauses steht das Baujahr 1933. Terrazzoboden zieht sich durch alle vier Stockwerke bis in die Wohnungen hinein. Unsere Wohnung liegt im rechten Flügel im zweiten Stock. Sie verfügt über ein Vestibül, eine Küche, ein Badezimmer, eine Toilette, ein Elternschlafzimmer und ein Kinderzimmer. Im Schlafzimmer der Eltern befinden sich außer den beiden Betten, die hintereinander an der Wand stehen, auch der Konzertflügel meiner Mutter und ein Klavier. Die Küche ist alles andere als groß, trotzdem ist sie das Zentrum unseres Alltags. Es ist dort ruhiger als nach vorn raus zum Platz. Der Küchenbalkon geht auf den Hinterhof des Hauses. Seine rissige Betonfläche war der Spielplatz meiner Kindheit. Der angrenzende, ebenfalls von einer Ziegelsteinmauer umfriedete Hinterhof gehört dem armenischen Kulturverein und schließt an die Rückseite meiner

Grundschule an. Ein Umstand, der es mir erlaubt, die Lehrer und meine Mitschüler im Auge zu behalten, um erst im letzten Moment zum Unterricht zu erscheinen.

Tante Slavka, die Pförtnerin, die zweimal pro Woche das Treppenhaus wischte, war eine alterslose Frau, jedenfalls nicht jung. Sie hatte eine große unförmige Nase, von der sie durch das grelle Rot ihres Lippenstifts abzulenken suchte. Ihr Körper, den sie meist in eine Kombination aus abgetragener Trainingshose und einem Kleid mit Blümchendruck zwängte, war ebenso unförmig wie ihre Nase. Ihre geschwollenen Füße steckten in alten Männerschuhen mit heruntergetretenen Hacken. Vielleicht war sie mal hübsch gewesen. Man wusste wenig über sie, aber eins war sicher: Etwas in ihrem Leben war schiefgelaufen. In ihrem winzigen Kämmerchen, das sich im Souterrain neben den Mülleimern befand, gab es gerade mal Platz für ein Bett, einen Schrank, ein Tischchen, einen Stuhl und eine einzelne Herdplatte. Platz zum Stehen gab es dort nicht. Die Toilette war draußen bei den Mülltonnen, und zum Baden ging sie einmal wöchentlich ins Stadtbad. Sie kümmerte sich um alle streunenden Katzen der Umgebung und stand mit ihnen in ständigem Dialog. Wie sie den Gestank aus den Mülltonnen, den Katzen und den Fischresten, die sie ihnen zum Fressen gab, ertragen konnte, war uns ein Rätsel.

Wenn unser Ball wieder mal bei den Mülleimern landete und gegen ihr Fenster schlug, brüllte sie uns fürchterlich an. Ihre Flüche waren lang und bildhaft. Sie schickte uns in die Hölle, ließ uns von irgendwelchen Tieren fressen oder wünschte uns direkt den Tod. Das mochten wir. Es gefiel uns, sie so auf die Palme zu bringen, bis sie mit einem Besen bewaffnet die Stufen zum Hof hinaufeilte und wir lachend auseinanderstoben.

Manchmal, wenn meine Eltern abends unterwegs waren, baten sie Tante Slavka, auf mich aufzupassen. Sie nahm eine Dusche, und wir aßen zusammen. Danach saß sie zufrieden in der Küche, sah fern und nickte schließlich ein.

Mein Vater verstand es, sowohl für die Probleme des Alltags als auch für die komplexeren Herausforderungen des Lebens eine überraschende und unorthodoxe Lösung zu finden. Am Lampenschirm über dem Bett seines neugeborenen Sohnes befestigte er eine lange Schnur, band sich das andere Ende an seinen sacht wippenden Fuß, ließ das Licht sanft hin und her schwingen und lernte im Sessel, zurückgelehnt und mit Textbuch in der Hand, seine Rolle. Den Schein der schaukelnden Lampe vor Augen und den warmen Klang der Stimme im Ohr, wurde der kleine Sohn in den Schlaf befördert. »Alles eine Frage der Perspektive«, erklärte er meiner staunenden Mutter.

Das Etagenbett, das er mir später baute, sollte meinen Freunden als Übernachtungsmöglichkeit dienen, aber das Bauen befriedigte auch die Passion meines Vaters, immer etwas Neues zu erfinden und zu konstruieren. Für das Bett verwendete er Bretter des Ehebetts seiner kürzlich verstorbenen Eltern. Die vier eisernen Säulen, die das Ganze zusam-

menhielten, wurden ihm, nach eigenem Entwurf, von den Bühnenarbeitern des Theaters der Arbeiterfront zusammengeschweißt. Die Strickleiter mit ihren hölzernen Sprossen knüpfte er selbst.

Morgens, beim Aufwachen im oberen Stock meines neuen Bettes, beobachte ich die Spiegelungen der Straßenbahn, der Busse und Autos, die durch den Schlitz über der Vorhangstange dringen und die Zimmerdecke in eine Leinwand für Lichtspiele verwandeln. Und wenn der Vorhang vor mir aufgeht und den Blick auf den Platz der Wiedergeburt freigibt, fühle ich mich wie ein Matrose auf dem Ausguck, nicht zuletzt dank der Strickleiter, die ich rauf- und runterklettere.

Links auf dem Platz ist das Kino Georgi Dimitroff zu sehen, über dem Eingang das riesenhafte, in matten Farben gehaltene Porträt einer Löwin, darunter der Filmtitel *Die Löwin Elsa*. Das Kino ist benannt nach dem bulgarischen Kommunisten, der von den Nazis beschuldigt wurde, den Reichstag in Brand gesetzt zu haben. Dimitroff gilt als Held, weil er so schnell Deutsch gelernt hat, dass er sich bei dem Schauprozess, der in Leipzig mit Hermann Göring als Hauptkläger stattfand, selbst verteidigen konnte. In den neun Monaten Untersuchungshaft muss er sich diese schwierige Sprache sehr gut angeeignet haben, denn er wurde freigesprochen. Es gibt ein Monument in Sofia, das den großen Dimitroff darstellt, wie er ein deutsches Lehrbuch in den gefesselten Händen hält. Später wurde er Ministerpräsident der ersten kommunistischen Regierung Bulgariens. Man trieb einen

Personenkult um ihn wie um Lenin in Moskau. Kurz gesagt: Die deutsche Sprache hat ihn weit gebracht. Als er starb, wurde sein Leichnam in einem eigens für ihn errichteten Mausoleum zur Schau gestellt, gleich gegenüber vom Zarenpalast: das hellgelbe Pflaster vor dem Mausoleum und die steinerne Stille der Schildwache vor dem Eingang in der Sommerhitze. Zwei Soldaten in roter Galauniform, Gewehr bei Fuß. Sie mussten stillstehen, wie an der Wand angeklebt. Ich kam oft dort vorbei. Machte Grimassen, um sie zum Lachen zu bringen. Sie zuckten nicht mit der Wimper. Lange habe ich geglaubt, die Soldaten seien nicht echt. »Doch, doch, die sind echt«, sagte Mama und lachte. Ich war nicht überzeugt.

In diesen Jahren wird das Dimitroff-Kino zu einem der wichtigsten Schauplätze meines Lebens. Weil es direkt vor der Tür liegt. Und weil ein Billett nur zwanzig Stotinki kostet. Ich gehe gern allein hin. Ich spaziere morgens um zehn Uhr hinein und gucke mir drei oder vier Filme hintereinander an. Vor dem Kino, auf dem Vorplatz, steht ein Springbrunnen, aus dem niemals Wasser sprudelt. Drum herum ein paar Bänke, auf denen nie jemand sitzt. Weiter hinten, etwas in die Tiefe versetzt: der kleine Grillimbiss, wo es die besten Cevapcici der ganzen Stadt gibt, mit Ljutenica (dieses Püree aus gegrillten Paprika und Tomaten, das so unglaublich gut schmeckt). Noch weiter rechts, jenseits einer Querstraße: der Schulhof der zweiunddreißigsten Oberschule der Stadt Sofia, wo die Gymnasiasten in Sportkleidung - schwarze Shorts, weiße ärmellose Oberteile - für die Parade zum nächsten Parteitag trainieren.

Die Passanten gehen ihren täglichen Verpflichtungen nach – jeder in seinem eigenen Rhythmus. Da ist er wieder! Der Mann mit den Krücken. Eine Gestalt wie aus einem Gemälde von Hieronymus Bosch, den ich mittlerweile als Maler kenne, dank der *Weltgalerie*, einer Kunstzeitschrift für »Heranwachsende«, zu deren Lektüre mich meine Eltern durch ein Abonnement verlockten. Es ist ein Fabelwesen, das da vorbeiläuft. Im Viervierteltakt schwingt es die Krücken nach vorn und lässt die Beine gleich nachkommen, mit der Eleganz einer Gottesanbeterin und der Geschwindigkeit eines Gepards. Es stößt unverständliche Laute aus. Die Menge teilt sich vor ihm und schließt sich hinter ihm. So wie es auftaucht, verschwindet es, um im Lauf des Tages mehrmals unverhofft wieder zu erscheinen.

MATHILDAS LADEN

4

Ich war noch ziemlich klein, als man mich schon allein zum Einkaufen schickte. Warum auch nicht: Brot, Milch und Joghurt gab es in der Bäckerei, nicht weit von unserem Haus entfernt, dreihundert Meter rechts von unserer Eingangstür. Wurst, Käse, Waschmittel und Sonnenblumenöl im Laden, der sich im Erdgeschoss unseres Hauses befand. »Sancho, geh bitte runter zum Kolonial!«, hieß es dann. Der Laden war hellblau gestrichen und verfügte über zwei Vitrinen – eine für Wurst, eine für Käse. Es gab jeweils nur zwei Sorten, was meine Aufgabe sehr erleichterte. Der Rest des eher spärlichen Angebots lag verstreut auf Paletten herum. Auf dem Vordach des Ladens leuchtete die Neonschrift »Kolonialwaren«. Irgendwann bemerkten die verantwortlichen Autoritäten den peinlichen Fehler. Von da an ging ich nicht mehr zum Kolonial, sondern zum Konsum.

Großmutter Mathilda – diejenige, die mich nach meiner Geburt mit Chruschtschow verglichen hatte – liebte es, ihr vierjähriges Enkelkind mit der Behauptung aufzuziehen, dass der Laden ihr gehöre. Da ich gerade anfing, lesen zu lernen, mir aber meiner Sache noch nicht ganz sicher war, öffnete ich die Balkontür, zerrte meine Großmutter auf den Balkon, von dem aus die Neonschrift zu sehen war, und stampfte mit dem Fuß auf. »Da steht: Der Laden gehört Sancho!« Sie lächelte süffisant. »Du kannst wohl nicht lesen, da steht Mathildas Laden.« Das ging immer so weiter, bis ich vor Wut anfing zu heulen. Das machte ihr Vergnügen.

Einen ähnlichen Genuss muss es meinem Vater bereitet haben – damals fünf oder sechs Jahre alt –, als er seine Mutter, also Mathilda, durch seine Sturheit zu solcher Verzweiflung trieb, dass sie das Fenster öffnete und damit drohte, sich hinauszuwerfen. »Itzko, ich kann nicht mehr, hör sofort auf, ich bringe mich um!«, schrie sie. Er grinste zufrieden. »Zeig doch mal!« Es war genau dasselbe Fenster, aus dem ich von meinem Etagenbett auf die Kreuzung schauen konnte.

Oft holte mich Mathilda vorzeitig und ohne die Erlaubnis meiner Eltern vom Kindergarten ab. Sie brachte mich zu ihren Freunden – anscheinend hatte ich mich doch zu einem vorzeigbaren Kind entwickelt. Wir saßen in der engen Küche von Rachel und Alfred. Es wurde ausschließlich Ladino geschnattert, Rachel betätschelte mich, zwitscherte ab und zu »Sami, pasharico« (Ladino für »Vögelchen«) und stopfte mich voll mit Burrmulicos, einer Art Spritzgebäck aus Mazzeteig. Sie lachten viel, ich verstand wenig und schaute zum Fenster hinaus. Vor dem Bühneneingang der staatlichen Philharmonie gegenüber standen Orchestermusiker und rauchten, bevor sie im Eingang verschwanden. An der Form

des Geigenkastens erkannte ich immerhin die Geiger. Irgendwann packte mich Mathilda und zog mich nach Hause, damit wir rechtzeitig ankamen, ohne dass meine Eltern Verdacht schöpften.

An Großmutter Mathildas Tod kann ich mich nicht erinnern. Ich muss vier Jahre alt gewesen sein. Sie verschwand einfach aus meinem Alltag.

5 JEANNI, DAS ZIRKUSKIND

Mein bester Freund in den ersten Schuljahren war Jean Karapapazov. Sein Name war eine seltsame Mischung aus verschiedenen Ethnien – französisch, türkisch und bulgarisch. Jean oder, wie wir ihn nannten, Jeanni war mein Held. Ich war sehr stolz darauf, dass ich sein Freund war. Er konnte mitten im Gespräch seine Füße in die Luft strecken und auf einer Hand stehen, er konnte balancieren und gleichzeitig jonglieren. Ein drahtiger kleiner Junge, der immer lachte. Meine Bewunderung für ihn war so groß, dass ich nicht mal neidisch war.

Jeanni war ein Zirkuskind. In der Schule war er nicht besonders gut, da er häufig auf Tournee ging oder trainieren musste. Sein Vater war Clown, Seiltänzer und Äquilibrist, und Jeanni trat mit ihm zusammen auf – beide im Kostüm von Charlie Chaplin, mit Melone, Stock und Schnurrbärtchen. Die Mutter war Akrobatin. Wegen ihrer stämmigen Figur war sie zum Hochwerfen nicht geeignet, bildete aber ein stabiles Fundament für verschiedene akrobatische For-

mationen. Eine ähnliche Funktion erfüllte sie auch im Alltag der Familie. Jeans Vater setzte seine Clownsnummern zu Hause fort – er zeigte mir kleine Tricks, jonglierte mit mehreren Bällen, aber nur bis die Mutter auftauchte. Ihre raue Stimme flößte mir Ehrfurcht ein. Ich mochte es, wenn sie mich mit ihren festen Armen zur Begrüßung beinah erdrückte. Von irgendeiner Tournee kamen Jean und seine Familie nicht zurück. Ich habe meinen besten Freund nie mehr gesehen. Jahre später, ich wohnte mittlerweile in Berlin, erreichte mich die Nachricht, dass er in Kanada lebte. Inzwischen sei ihm der Goldene Clown, die wichtigste Auszeichnung des Zirkusgewerbes, verliehen worden und er trete jetzt in den Programmen der bekanntesten Zirkusveranstalter der Welt auf.

In den Zirkus ging ich weiterhin jede Woche. Er war nicht wie üblich in einem Zelt, sondern in einem eigens dafür erbauten kreisförmigen Gebäude untergebracht, nur einen Häuserblock von uns entfernt. Die Raubtiere und auch die harmlosen Tiere wurden außerhalb in Käfigen gehalten. Ich trieb mich gern dort herum, zwischen Löwen, Ponys, Tigern und Königspudeln.

Da mein Vater einmal als Conférencier für den bulgarischen Staatszirkus in der Sowjetunion unterwegs gewesen war, hatte er stets ein Anrecht auf Freikarten. Jeden Sonntagnachmittag marschierte ich los, holte mir eine Tüte Popcorn am Eingang des Zirkus und setzte mich in die Loge. Irgendwann kannte ich die genaue Abfolge der Nummern und konnte auch die Qualität der Artisten beurteilen. Schwer fiel

mir das nur bei den Clowns, ich fand sie selten wirklich komisch. Meine Ansprüche waren allerdings hoch. Schließlich kannte ich die besten aus dem Kino gegenüber – Charlie Chaplin, Buster Keaton, Laurel & Hardy. Bei denen bekam ich Bauchschmerzen vor Lachen. Das passierte mir im Zirkus selten. Ich mochte die roten Nasen nicht, die großen Münder, die weißen Gesichter.

WAS HABEN EIN SCHAF UND 6 EIN ATTENTAT GEMEINSAM?

»Wir fliegen heute ans Meer!«, verkündete mein Vater. »Wir fahren zum Flughafen und nehmen den nächsten Flieger. Nach Burgas oder Varna, egal wohin, wir lassen uns überraschen.« Er hatte zwei Wochen frei, ich war fünf oder sechs Jahre alt, es war der Anfang des Sommers.

Varna und Burgas sind die beiden großen Hafenstädte an der bulgarischen Schwarzmeerküste. Varna liegt einhundertzwanzig Kilometer nördlich von Burgas. Wer ans Meer will, kommt nicht darum herum, in einer der beiden Städte haltzumachen. Zur Südküste fährt man über Burgas, zur Nordküste über Varna.

Was mich am Fliegen begeisterte, war nicht so sehr das Schweben in der Luft, sondern vor allem das hektische Treiben am Flughafen, die Schinkentoasts in der Cafeteria, die es nirgendwo anders gab, das Besteigen des Flugzeugs über die Gangway und schließlich das höchste der Gefühle: die Beschleunigung der Propellermaschine kurz vor dem Abheben. Fliegen war für den einfachen sozialistischen Bürger er-

schwinglich und galt nicht als Luxus. Für mich jedoch war es etwas sehr Aufregendes. Am Flughafen angekommen, fühlte ich mich als Teil der großen Welt: all die Menschen aus anderen Ländern, die anders aussahen, anders sprachen, anders rochen und andere Koffer und Taschen trugen!

Leider stellte sich heraus, dass alle Flüge ausgebucht waren. Aber mein Vater war kein Mensch, der schnell aufgab. Entweder fand er selbst eine Lösung, oder sie wurde ihm geschenkt. »Von Kräften, die nichts mit irgendeinem Gott zu tun haben, aber doch da sind«, wie er zu sagen pflegte. Da erschien am Ticketschalter ein Mann in der Uniform der Balkan Airlines: etwa Mitte dreißig, freundliche Ausstrahlung, dazu ein schwarzes Brillengestell, schwarzer Schnurrbart und schwarzes, ordentlich gekämmtes Haar. Er sah meinen Vater, schrie seinen Namen: »Itzkooo!«, sprang über die Gepäckwaage und umarmte ihn. »Was machst du hier ... Sergej?«, rief Papa, erfreut, einen Bekannten zu treffen, der offenbar am Flughafen arbeitete. »Ich freue mich so, dich wiederzusehen. Wo fliegt ihr hin?«, fragte der Mann, den Papa Sergej genannt hatte. Daraus schloss ich, dass er mit dem Namen richtiglag, das kam nicht häufig vor. »Was soll's, ich interessiere mich für den Menschen, nicht für seinen Namen.«

Sergejs Frage nach dem Reiseziel überging Papa. »Du warst doch Beleuchter bei uns im Theater, nicht wahr?« – »Ja, bis vor Kurzem«, Sergej nickte. »Jetzt arbeite ich für die Balkan Airlines.« – »Nein, wirklich? Das ist doch toll! Das ist bestimmt viel interessanter!«, begeisterte sich Papa. »Eine

kleine Frage: Wir wollen ans Meer, aber alles ist ausgebucht. Vielleicht lässt sich da was machen ... Wenn es keine Umstände macht?« – »Kein Problem! Nach Varna oder Burgas?«, fragte Sergej.

»Egal, Hauptsache, wir fliegen«, antwortete Papa und warf mir einen Hab-ich-es-nicht-gesagt-Blick zu.

Hoch in den Wolken, mitten im Flug nach Varna, sagte mein Vater unvermittelt: »Ich wusste gar nicht, dass er bei uns aufgehört hat.« Sein Blick verriet, dass er nach etwas suchte. »An-An- ... Andreev, genau ... nein, nein, Antonow, ja, Sergej Antonow, so hieß er. Genau wie unser Flugzeug, An-24! Und An steht für Antonow! Sehr sympathischer Junge!«

In einem Villenvorort von Varna bezogen wir eine Ferienwohnung, ganz nah am Meer. Allerdings gingen die Fenster nicht aufs Meer hinaus, sondern auf das Wäldchen hinter dem Haus. Im Schatten der Bäume, an ein langes Seil gebunden, graste gleichmütig ein Schaf. Auf den Strandbesuch und das anschließende Mittagessen folgte der obligatorische Mittagsschlaf, eine mir verhasste Routine. Ich musste meinen Schlafanzug anziehen und mich ins Bett legen. Eine gewisse Schwierigkeit bestand darin, so lange in Schlafstellung zu verharren, bis ich meinen Vater nebenan endlich schnarchen hörte. Dann konnte ich leise aufstehen und etwas unternehmen. Aber was?

Ich gehe auf den Balkon, schaue mich um. Brütende Hitze. Es ist so heiß, dass selbst das Schaf im Wäldchen sich nicht rührt. Ich hatte schon so oft vom Reiten geträumt. Und plötzlich bietet sich da eine Möglichkeit ... Das Schaf ist zwar kein Pferd, aber es hat immerhin die Größe eines Ponys. Ich klettere vom Balkon in den Garten hinunter und begebe mich zum Wäldchen. Das Schaf bewegt sich nicht, was ich als Zeichen seiner Bereitschaft nehme. Es lässt sich sogar streicheln. Ich weiß, wie man ein galoppierendes Pferd an der Mähne festhält, um sich dann mit einem Satz auf seinen Rücken zu schwingen. Das hatte ich bei Gojko Mitić, einem der tapferen Söhne der großen Bärin, genau beobachtet. Die Indianerfilme der DEFA gehörten zum Repertoire des Kinos Georgi Dimitroff. Also packe ich das brave Tier an der Wolle und springe auf. Tatsächlich verwandelt sich das Schaf in einen Mustang, der partout nicht gezähmt werden will! Den ersten Bocksprüngen halte ich noch stand, aber dann muss ich aufgeben und knalle auf den Boden. Das Schaf stürzt mit solcher Wut davon, dass das Seil reißt. Sein empörtes Blöken verliert sich in der Ferne. Der Indianer im Pyjama ist völlig perplex. Der Rücken tut ihm weh. Er steht auf, schüttelt den Staub ab, trottet zum Haus zurück, klettert über den Balkon ins Zimmer und schläft sofort ein.

Am 13. Mai 1981 wollte der Pole Karol Wojtyla, bekannt auch unter dem Namen Johannes Paul II. als Oberhirte der römisch-katholischen Kirche, auf der Piazza San Pietro im Vatikan vor seine Schafe treten. Unter die Herde mischte sich ein Wolf. Mehmet Ali Ağca, wie sein Name lautete, war Mitglied der Grauen Wölfe, einer türkisch-nationalistischen Terrororganisation. Im Auftrag der GRU, des Militärgeheim-

dienstes der Sowjetunion, sollte er an diesem Tag den Papst eliminieren, da dieser die Solidarność unterstützte, die freie Gewerkschaftsbewegung seiner polnischen Landsleute. Die Führung in Moskau befürchtete Auswirkungen auf den gesamten Ostblock. Ali Ağca schoss und traf. Da das Papamobil erst nach diesem Attentat sein Panzerglas erhielt, gab es nichts, was den Papst schützen konnte. Blutüberströmt brach er vor den entsetzten Augen der Weltöffentlichkeit zusammen. Er überlebte nach einer fünfstündigen Operation und mithilfe der Muttergottes von Fatima, deren Gedenktag vielleicht nicht zufällig auf diesen Tag fiel. Aus Dankbarkeit für seine Rettung ließ der Papst das Projektil, das man ihm aus dem Unterleib entfernt hatte, vergolden, in eine Krone einsetzen und brachte diese nach Fatima in Portugal, dem Wallfahrtsort der Gottesmutter.

Einige Monate später schaute ich die Sendung *In der Welt und bei uns*, die bulgarische Variante der *Tagesschau*. Mit monotoner Stimme verlas der Sprecher die Nachrichten: »Sergej Antonow, der Vertreter der bulgarischen Fluggesellschaft in Rom, wurde von den italienischen Behörden festgenommen.« Ein Foto des Attentäters kam ins Bild. Freundliche Ausstrahlung, schwarzes Brillengestell, schwarzer Schnurrbart, schwarzes, ordentlich gekämmtes Haar. Das ist er doch! »Ihm wird vorgeworfen, am Attentat auf Papst Johannes Paul II. beteiligt gewesen zu sein. Nach Aussage des Attentäters Mehmet Ali Ağca soll Antonow die Tat mit ihm zusammen geplant haben.«

Ich konnte es nicht glauben. Es war die Rede von einer

Beteiligung des bulgarischen Geheimdienstes, der im sowjetischen Auftrag gehandelt habe. Sergej – ein Spion, ein Mörder? Es fiel mir schwer, eine Verbindung zwischen dem freundlichen Mann vom Flughafen und dem verwirrten Menschen auf der Anklagebank herzustellen. Er blieb für mich Sergej, der ehemalige Beleuchter, der Freund von Papa, der mir zu meinem ersten und einzigen Ausritt auf einem Schaf verholfen hatte.

Nach zweijähriger Gerichtsverhandlung wurde die Anklage gegen Sergej aus Mangel an Beweisen fallen gelassen. Selbst das Opfer, der polnische Papst, war überzeugt, dass der Angeklagte unschuldig war. Antonow kehrte vollkommen zermürbt nach Sofia zurück und verschwand. Ich erinnere mich an eine Reportage über ihn, die erst nach der Wende entstand. Versunken hockte er im Sessel, entleerter Blick, schwarzes Brillengestell, grauer Schnurrbart, ungekämmtes graues Haar. Er weigerte sich, über seine Zeit in der Haft zu sprechen. Im Jahr 2006 starb er. Man fand ihn erst nach Tagen. Der Arzt stellte einen natürlichen Tod fest.